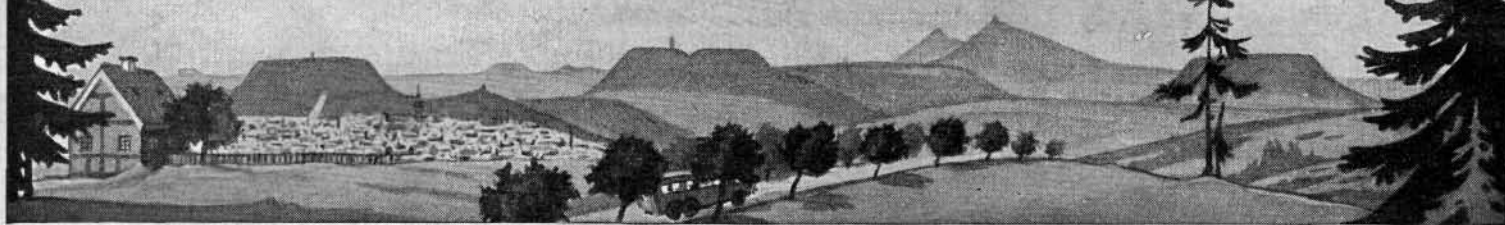


Illustriertes Erzgebirgisches Sonntagsblatt

Tageblatt Annaberger Wochenblatt Hauptzeitung des Obererzgebirges



Weihnachtslicht über dem Erzgebirge.

Seit Ahnenzeiten ist deutsche Weihnacht das Fest strahlenden Lichtes. Zu ihr ist den Germanen das hohe Fest der Wintersonnenwende, das allbelebende Sonnenrad steigt nun wieder in täglich sich vergrößerndem Bogen am Himmel aufwärts, dem lichten Lenz, dem holden Mai entgegen. Urzeitalt ist der Brauch, in den zwölf Nächten die Eberschen mit Lichtern und Äpfeln zu schmücken. Wintersonnwendfeuer leuchten von den Höhen. Feuerräder rollen zu Tal. Am brennenden Zulklag werden die ausgelöschten Herdfeuer wieder entzündet. Strohsackeln leuchten aus den heiligen Hainen. Frauen und auch schwertgegürtete Männer befragten in der Neujahrsnacht auf dem Hausdach mit brennendem Holzschiff das Schicksal. Auf Gräbern und an Kreuzwegen, dem Lieblingsaufenthalt der abgeschiedenen Seelen, werden Lichter angezündet. So leuchten uns Lichter und Feuer aus mehreren Jahrtausenden deutscher Weihnachtsgeschichte entgegen. Und von reichem Lichterglanz umstrahlt ist Weihnacht bis in unsere Zeit geblieben, auch wenn das Fest nicht mehr Balder und Wotan, sondern Jesu Christ, dem christlichen Lichtträger in alle Herzen, geweiht ist!

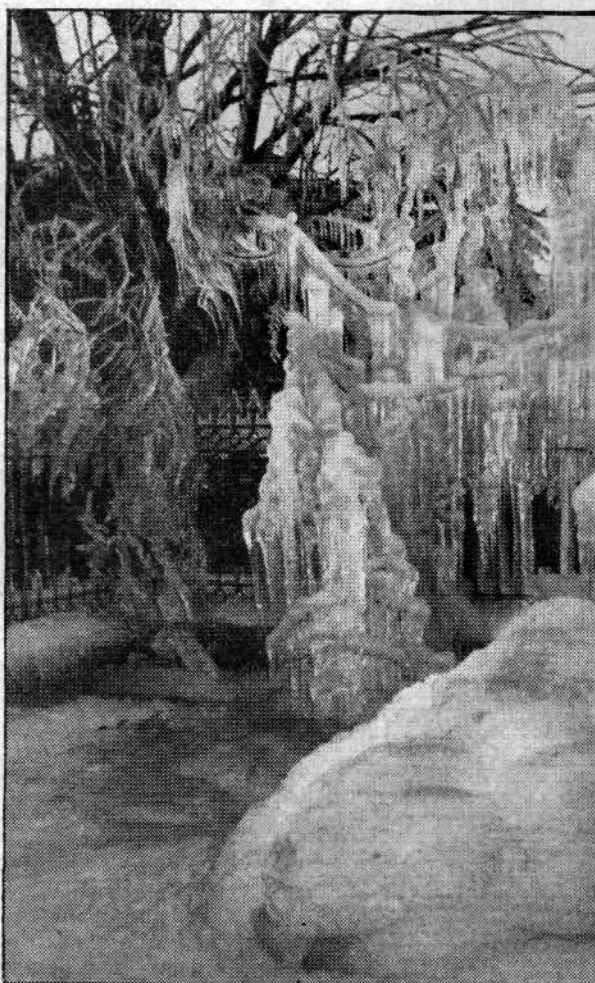
Besonders strahlend leuchten Weihnachtslichter über dem verschneiten Erzgebirge, dem sitte- und brauchreichsten deutschen Weihnachtsland, das in seinem Gemütreichtum treu und zäh an seinen alten, schönen Weihnachtsitten festhielt. In hellem blauem Feuer strahlt hier der Weihnachtsstern in den Adventsnächten über den Bergwäldern und wird

zum Wegweiser in dieses deutsche Weihnachtsland. Das seit Silberbergzeiten schneigewandte Erzgebirge schuf sich seine eignen weihnachtlichen Lichtträger in Gestalt der holzgeschnitten Bergleute und Lichterengel, die Weihnachtskerzen in den Händen tragen und mit märchenhaftem Schein in die erzgebirgische Weihnachtszeit leuchten. Sie fehlen wohl in keinem rechten Erzgebirgshaus, diese Lichtträger. Reihenweise stehen sie auf den Fensterimsen, wenn die Erzgebirger von ihrer Lichtermetten heimkehren.

Die „Heiligabendkerze“ geht um den mit dem „Neunerlei“ bedeckten Weihnachtstisch im Familienkreise reihum. Ihr Kerzenschein gilt als schicksalbedeutend. Strahlende Lichterhelle schmückt die Weihnachtspyramiden. Die aufsteigende Wärme der zahlreichen Kerzen bringt die meterhohen Pyramiden zum Drehen und vor uns wandern unentwegt Maria und Joseph und das Christkindlein, herodische Kriegsknechte und eine schneidige erzgebirgische Bergparade vorüber.

Die ganze weihnachtliche Lichterhelle leuchtet uns aus den feierlichen Lichtermetten erzgebirgischer Mettenkirchen entgegen. In Seiffen, dem alten Zinnbergdorf und Spielzeugparadies, wo in jeder Spielzeugschmiedehütte das Märchen wohnt, wird die Metten in der Heiligabenddämmerung gefeiert. Ein Kranz von Öllämpchen leuchtet von dem Turmumgang des barocken Mettenkirchleins. Und die Spielzeugschmiedejugend wandert mit ihren selbstgeschnittenen Mettenlaternen, die einen wunderbaren

Der Winter als Künstler.



Phantastisch schöne Eisbildungen am Springbrunnen
des Scheibener Marktplatzes.
(Aufnahme: Berta-Hildegard Heisterbergk.)

Märchenschein auf den verschneiten Wegen und Stegen verbreiten, zur Metten, und stellt sich mit den bunten Laternen am Altar auf.

Schneeberg feiert seine Lichtermetten schon seit einem halben Jahrtausend in seinem stolzen Bergmannsdom St. Wolfgang, der von zahllosen Kerzen erleuchtet wird in der Christmorgenfrühe fünf Uhr, wenn das feierliche Turmglockenläuten vom hohen Turmumgang über dem Weihnachtsstädtlein in der Tiefe verklungen ist. Licht, eine Ueberfülle Licht erglänzt in dieser Metten seit Mittelalterzeit, wo die Bergleute mit ihren Grubenlichtern in die Metten wanderten. Auf den Emporen wurden diese Grubenlichter aufgestellt, während die Frauen im Schiff drunten die Mettenlichter auf die Bänke stellten und fleißig schürten. Nach den Worten des Chronisten hat „die eitle und allerley Illumination liebende Jugend wohl ehemals Pyramiden aus lauter Lichtern aufge-

baut, welches alles verursacht, daß die Leute von fernen Orten und aus der Nachbarschaft diese Metten ihrer Solennität halber besucht haben, obwohl nicht alle die darauf erfolgte Predigt hören und auswarten mögen. . .“ So ist es bis zum heutigen Tag geblieben, trotz eines einmaligen Verbotes der Metten hat sie alle Fährnisse glücklich überstanden. Und auf dem Heimweg von der Metten sind die krummen Berggassen von weihnachtlichem Glanz erfüllt, denn reihenweise sind an den Fensterstöcken Lichterengel, Bergmannsleuchter und Mettenlichter aufgestellt und spiegeln die Fenster die Kerzenpracht der Permetts, Krippen und Christbäume in den Stuben.

So leuchten die Weihnachtslichter über dem Erzgebirge. Hier ist Weihnacht wahrhaft das Lichterfest, das die Armut der treuen Erzgebirgler überstrahlt im reichen Glanz der Weihnachtskerzen.

Konrad Haumann.

Der Mann im Berge.

Roman von Max Schmidt-Schiemjels.

(Nachdruck verboten.)

4

„Sofort wieder aufsteigen!“ brüllte er. Die Stimme schnappte über. „Das ist Privatflugplatz. Hier darf nicht gelandet werden!“

Vom Flugzeug kam eine Antwort. Ein Arm streckte sich über die Borwand, und die Hand dieses Armes hielt eine Repetierpistole.

„Die Hunde festnehmen!“ rief von oben eine Stimme.

Der kleine Mann glaubte an eine Gehörtäuschung. Das war eine Frauenstimme. Er schrie von neuem los. „Wenn Sie nicht sofort aufsteigen, erfolgt Anzeige wegen Hausfriedensbruches!“

Ein Schreißchuß peitschte die Luft. Im weichen Sandboden puffte ein Staubwölkchen auf. Für kurzen Augenblick die Stille der Einschüchterung. Dann brach abermals der Lärm los. Der Mann schrie wie ein Wahnsinniger, die Hunde heulten, als sähe ihnen die Kugel bereits in den Beinen.

Vom Wald her eilte Schröter heran, packte die Schulter des Schreiers und rief eine Anweisung. Er gebot den Hunden. Als die wütenden Tiere seine Stimme vernahmen, duckten sie und wurden still. Folgsam ließen sie sich von dem kleinen Mann forttreiben.

Vom Führersitz der weißen Maschine erhob sich eine schlankte Gestalt in Lederwams. Den Kopf umhüllte die Flughaube. Der Ingenieur Paul Schröter war sich nicht mehr darüber im Zweifel, welcher eigenwilligen Kopf die braune Flughaube verbarg. Er rührte keinen Finger, der Dame beim Herabklettern zu helfen.

Mary Geldern sprang zur Erde. Ihre Gestalt erschien kleiner in den Breeches aus braunem Wildleder. Wie ein Junge sah sie aus, und die hohen Schnürstiefel verstärkten diesen Eindruck.

Mit raschen Griffen machte sie das Gesicht frei. „Ich könnte vorgeben, daß ich Panne hatte und zur Notlandung gezwungen war. Sie würden es doch nicht glauben.“

„Nein!“ antwortete Schröter.

Die Fliegerin neigte den Kopf nach vorn und blickte von unten auf. Sie lächelte dabei. Mary konnte bezaubernd lächeln, wenn sie wollte.

„Das wird Mühe kosten, den bösen Mann umzustimmen!“

Ueber Schröters ernstes Gesicht ging kaltes Zucken. „In den nächsten zehn Minuten werden Sie wieder starten!“

„Ich denke nicht daran. Oder wollen Sie mich mit Gewalt abschleppen lassen?“

„Soweit wird es hoffentlich nicht kommen.“ Der Mann zog die Luft tief aus der Brust. Er sprach jetzt zu ihr wie zu einem unvernünftigen Kinde. „Miß Geldern, ich rechne auf Ihre Einsicht. Sie sind nun einmal da, haben Ihren Willen durchgesetzt. Lassen Sie es genug sein. Es gibt hier nichts zu entdecken, was Sie interessieren könnte.“

„Doch — die Höhle!“

„Die Höhle ist nicht zugänglich, für niemand,“ erklärte Schröter. Einer plötzlichen Besorgnis nachgebend, ergriff er die Hand des Mädchens und hielt sie fest in der seinen. Nun konnte sie wenigstens nicht entweichen. „Ich fühle mich verantwortlich für Sie. Darum kann ich nicht zulassen, daß Sie

hier etwas zu erreichen suchen. Es würde vergeblich sein. Ein Unheil kann geschehen. Der Mann, der hier lebt —“

Mary riß ihre Hand aus der des Mannes. „Was geht mich Ihr Höhlenmensch an! Ich werde ihm nicht zu nahe kommen.“

„Was wollen Sie dann noch?“

„Die Höhle will ich kennenlernen,“ erwiderte sie mit verführerischem Augenzwinkern. „Nach Ihrer Schilderung muß sie interessant sein. Ich verstehe mich auf technische Dinge. In den Werken meines Vaters habe ich oft am Schraubstock gestanden und mich in den elektrotechnischen Abteilungen beschäftigt.“

Der Diplom-Ingenieur macht eine kleine Verbeugung. „Meine Anerkennung! Das tut eine amerikanische Lady nicht. In Ihnen steckt doch noch ein gut Teil deutsches Frauentum.“

Sprach er im Ernst, oder war es spöttisch gemeint? Das Mädchen wurde sich nicht klar darüber. Weit wichtiger war ihr in diesem Augenblick die Erkenntnis ihres Vorteils. Der Mann, den sie gewinnen wollte, war schwankend geworden. Es galt, den Erfolg auszunützen. „Nun werden Sie verstehen, warum ich widerrechtlich eindrang. Ich verspreche Ihnen —“

„Bitte, versprechen Sie nichts!“ Er war überzeugt, daß sie ihn anschwandelte. Er mußte sehen, sie auf gute Art loszuwerden. Schröter glaubte, es vor seinem Gewissen verantworten zu können, wenn er sie die Betriebsanlagen sehen ließ. Diese lagen abseits von den Räumen, die zu Wohnzwecken dienten. Der Verbindungsweg konnte von Unkundigen nicht gefunden werden. Zudem besaß man ja seine tadellos arbeitenden Sperrvorrichtungen. Das unternehmungslustige Mädchen mußte schon unter seiner Führung bleiben, wollte sie in den unterirdischen Gängen nicht ins Verderben rennen. Schröter unternahm einen letzten Versuch, die Besucherin umzustimmen.

„Sie werden einen Enttäuschung erleben, Miß Geldern. Werkgeheimnisse sind bei uns nicht abzugeben.“

„Es ist nicht recht, daß Sie so sprechen,“ kam leise der Vorwurf. „Ich meine, Sie sollten mich besser kennen.“

„Bitte, kommen Sie,“ lud Schröter ein. Während sie Seite an Seite über den Platz schritten, fügte er nach: „Sie sagen, ich sollte Sie besser kennen. Ich habe es selbst geglaubt, bis ich — da aus Nordosten das weiße Flugzeug kommen sah.“

Die beiden Menschen erreichten den Waldrand und folgten einem schmalen Pfad durch üppig wucherndes Gestrüpp. Dann kam eine Dichtung. Schröter blieb stehen, sein Blick traf die Augen seiner Begleiterin, als wollte er in ihrer Seele lesen.

„In Ihrer Fliegerkleidung können Sie für einen jungen Mann gelten. Das ist vielleicht nicht ganz unwesentlich, wie Sie sehen werden. Ich erwarte, daß Sie neben mir bleiben.“

Die Amerikanerin nickte. Ihr Gesicht zeigte mit einemmal geisterhafte Blicke. Jetzt sollte sich erfüllen, wofür sie seit einem Jahr gekämpft.

Felsen traten an den Weg heran, erst vereinzelt in Gestalt von braungrauen Riesenblöcken, dann als drohende Wände, an deren Flächen silberweiße Flechten wucherten. Nicht einmal der lustige Lärm der Waldbögel war vernehmbar.

Der Weg führte abwärts zu einem Felsenkessel. Uralte Buchen standen hier, an deren grauen Stämmen grünes Moos wuchs, und Kiefern mit langem Flechtenbehang.

Der Ingenieur verhielt den Schritt. „Wir sind zur Stelle,“ sagte er. Selbst die menschliche Stimme nahm in dem Schweigen der Felsen einen anderen Klang an.

Des Mädchens Augen gingen forschend im Kreise. Von einem Höhleneingang war nichts zu sehen. Schröter trat an eine alte Kiefer heran und hob den Arm. In seiner Hand befand sich ein kurzer Eisenbolzen, den er in ein Astloch eintrieb.

Sekunden vergingen. Mary Geldern schrak so heftig zusammen, daß ein Zittern ihren Körper überfiel. Ein mächtiges Felsenstück hatte sich langsam zu bewegen begonnen. Es schob sich geräuschlos beiseite und gab eine schwarze Oeffnung in der Steilwand frei. Der plötzliche Vorgang lautloser Kräfte in der Waldstille war von unheimlich beängstigender Wirkung.

Der Mann gab seiner Begleiterin ein Zeichen, ihm zu folgen. Sie zögerte, ihre Hand ging nach der Tasche, in der die Repetierpistole steckte. Mary Geldern packte die Furcht. Ein gräßliches Angstgefühl lähmte ihre Entschlüsse. Fern von Menschen, sah sie sich mit einem Mann allein, dem sie, wenn er wollte, auf Leben und Tod ausgeliefert war. Ohne daran zu denken, hatte sie sich in seine Gewalt begeben und war ihm gefolgt in öde Felsenwildnis, aus der kein Hilferuf nach außen drang.

„Nun?“ spottete jetzt dieser Mann. „Wollen Sie lieber von dem Abenteuer abstehen?“

Sein Spott gab ihr die Entschlossenheit zurück. Nein, ihm durfte sie vertrauen, und sie hatte ein Ziel. Ohne etwas zu erwidern, folgte sie ihm zum Höhleneingang. Eisige Kälte schlug aus der Finsternis entgegen.

Das Mädchen fühlte ihren Arm gefaßt, sie erschraf.

„Wir müssen einige Augenblicke warten,“ sagte der Mann neben ihr. Seine Hand suchte an der schwarzen Felswand. Da schloß sich wieder langsam der lautlose Stein draußen vor dem Loch, von dem das letzte Licht kam. Undurchdringliche Nacht umgab die Wartende. Schröter hatte den Arm der Amerikanerin wieder freigegeben. Jetzt war sie es, die nach seiner Nähe suchte. Sie trat so nahe an ihn heran, daß ihre Körper sich berührten.

Eine Glühbirne leuchtete auf, bald in einiger Entfernung eine zweite, dann eine dritte, bis eine Lichterreihe den schmalen Gang erhellte. Der Mann und das Mädchen verfolgten den Gang, der in unendliche Tiefe sich zu verlieren schien. Kabel und starke Rohre in Strohhüllung liefen in halber Höhe nebenher. Am Ende des Ganges war eine Eisentür. Schröter setzte irgendeinen Mechanismus in Wirksamkeit. Die Flügel der Eisentür schoben sich geräuschlos auseinander und schlossen sich wieder, nachdem die Tür durchschritten war. Eine weite Halle tat sich auf. An den Wänden schillerte braune Feuchtigkeit, durch die gelbe Streifen liefen.

Das Anschlagen einer fernen Glocke ward vernehmbar. Die eintönigen Schläge wiederholten sich in regelmäßigen Zwischenräumen.

„Unsere Wetterführung,“ erklärte Schröter. „Die Glocke zeigt an, daß die Zuführung von Frischluft und ebenso das Absaugen verbrauchter Luftmengen in Ordnung ist.“

Mary nickte schweigend. Derartige Vorrichtungen schienen ihr nicht unbekannt zu sein.

Von der Halle zweigten mehrere Stollen ab. In einem dieser Stollen führten Schmalspurgleisen. Aus einem anderen drang starkes Wasserrauschen entgegen. Die beiden Menschen gingen dem Rauschen nach. Das Rauschen schwoll zum gewaltigen Gebrause an, als der Gang sich zur Schlucht erweiterte. Ein Laufsteg führte an der senkrecht abstürzenden Wand der Schlucht vorbei. Aus der Tiefe brüllte es kalt herauf.

Schröter umfaßte die Schultern des zögernden Mädchens und zog es über die nassen Bretter. Am Ende des Laufsteiges schaltete er eine Leitung ein. Mary sah nach unten, wo das Licht aufflammte.

Ueber Felsblöcke schossen tosende Wassermassen, die in wütendem Aufsprall zu weißem Staub zerprühten und deren wildes Geschäume wie flüssiges Silber glänzte.

„Unser Lebensstrom“, sagte Schröter. „Er gibt uns Wärme, Licht und Kraft. Wenn Sie einige Beschwerden nicht

scheuen, können wir zum Elektrizitätswerk hinabsteigen. Der unterirdische Fluß hat die gesamte Anlage allein möglich gemacht. Die Gesteinsmassen, die wir ausprengen mußten, wurden ins Wasser geworfen. Sie werden droben im Wald nichts von einer Halde entdeckt haben. Da unten sind gewaltige Höhlungen vorhanden. Alles Geröll nahmen sie auf.“

Mary Geldern wendete sich auf. Nicht mehr dort hinunterschauen, wo das Verderben lauerte. Die eisige Kälte trock am Körper aufwärts. Der Laufsteg endete vor einem neuen Stolleneingang. Dort war wenigstens nicht mehr die feuchte Kellerluft, die den Atem hemmte. Aber es war stockfinster. Die rote Glühbirne an der Stollenmündung gab nur spärlichen Schein.

„Hier endet die Beleuchtungsanlage,“ erklärte der Ingenieur. Er ließ eine Taschenlampe aufleuchten. Das Licht fiel auf eine Inschrift, die auf weißgetünchtem Grund in den Felsen eingemeißelt war: Incidit in Scyllam.

„Was bedeutet das?“ fragte die Amerikanerin.

„Das will ich Ihnen gern erklären,“ antwortete der Mann, und er leistete sich einen grausamen Scherz. Er wollte seine kleine Revanche haben. Die zweckbewußte junge Dame hatte ihm genug Schwierigkeiten bereitet. Ihretwegen ließ er sich zu einer Verletzung seiner Obliegenheiten verleiten. „Das will ich Ihnen gern erklären,“ wiederholte er bedeutungsvoll. „Wir befinden uns hier, siebzig Meter unter der Erdoberfläche, an einer Stelle, wo man einen Menschen ganz leicht für immer verschwinden lassen kann. Dieser Stollen hier senkt sich nach wenigen Metern in den Abgrund. Sehen Sie, Miß Geldern, ich könnte Ihrem fernerem Vorhaben für alle Ewigkeiten ein Ziel setzen. Die Welt würde nie erfahren, wo Sie geblieben sind.“

Sprach er im Ernst? Die Amerikanerin riß die Pistole aus der Tasche und entscherte.

Der Mann tat einen Griff nach der Felswand und drückte einen eisernen Hebel nieder. Ein leises Knirschen vor dem Stolleneingang. Das Mädchen sah, wie der Laufsteg in die Tiefe abglitt. Sie schrie auf.

„Mr. Schröter, sind Sie wahnsinnig geworden!“

„Sol!“ sagte der Mann. „Die Vorbedingungen für einen gegenseitigen Doppelmord wären geschaffen. Ich glaube, die Situation ist selbst nach amerikanischen Begriffen eigenartig genug. Der Laufsteg ist fort. Jetzt werden Sie die Inschrift verstehen. Auf beiden Seiten der Weg in den Tod!“

Mary atmete auf. Für Sekunden war sie doch zweifelhaft gewesen, ob sie bedroht war oder nicht. „Man muß Nerven behalten bei Ihrer Art, Belehrungen zu erteilen,“ sagte sie mit leisem Vorwurf. Eigentlich schämte sie sich, und sie ließ die Pistole wieder in die Tasche gleiten.

Schröter sah es, er lachte ein wenig. „Es wäre für Sie, Miß Geldern, am Ende nicht angenehm gewesen, wenn Sie in der Dunkelheit langsam neben meinem Leichnam hätten verhungern müssen.“

„Eine fürchterliche Vorstellung,“ lachte nun auch Mary, und in dem Lachen klang die ausgestandene Angst nach. „Aber wie kommen wir weiter? Der Laufsteg ist weg, und hier hinten —. Mein Gott, so tun Sie doch etwas, Herr Schröter!“

Schröter tat etwas. Er drehte den eisernen Hebel wieder zurück. Wie eine versenkbare Brücke hob sich der Steg und fügte sich wieder in seine ursprüngliche Lage.

„Erstaunlich und schauerlich zugleich!“ bewunderte das Mädchen aus Amerika.

„Wir gehen nicht über den Steg zurück,“ erklärte der Ingenieur. „Zur Entschädigung für die bange Minute werde ich Sie etwas sehen lassen, das ich sonst nicht gezeigt hätte — unsere Wirtschafts- und Betriebsräume. Kommen Sie.“

Seitlich war eine Nische. Schröter schaltete eine Lampe ein. Sie standen vor dem Gitter eines Fahrstuhls, der sie langsam in die Tiefe trug. Der Fahrstuhl setzte auf. Ein tageshell erleuchteter Raum tat sich auf, in dem Maschinen stampften. Es roch nach Öl und Wasserdämpfen.

Mary umflammerte den Arm ihres Begleiters. „Mein Gott, da sind ja Menschen!“ flüsterte sie.

„Nur zwei,“ schränkte der Ingenieur ein. „Tun Sie so, als ob Sie ein Mann wären.“

Die beiden Arbeiter waren an ihren Maschinen beschäftigt. Den Unwillen über die Störung ihres unterirdischen Daseins bekundeten sie durch scheue Seitenblicke. Die Männer

trugen langes Kopshaar, ihre bleichen Gesichter umrahmten struppige Bierwollenbärte.

Der Diplom-Ingenieur Paul Schröter gab sachmännische Erklärungen. Er bediente sich der englischen Sprache. Die Amerikanerin verstand, er wollte den Eindruck erwecken, als sei der fremde Besucher ein ausländischer Fachmann, dem ausnahmsweise der Zutritt zu den Geheimnissen des Berges gestattet worden war. Mary gab sich den Anschein, als sei sie vom Fach, tat auch einige Fragen, und da sie ebenfalls englisch sprach, konnten die Arbeiter nicht feststellen, ob die Fragen nach Fachkenntnis ausgingen.

Zur Wahrung des Scheins mußte das junge Mädchen auch noch eine Besichtigung der weiteren Betriebsräume über sich ergehen lassen. Schröter kürzte den Rundgang nach Möglichkeit ab.

Als die beiden wieder im Fahrstuhl aufwärts fuhren, löste sich in der Besucherin die Spannung. „Ich vermutete nicht, daß noch andere Menschen hier unten leben.“

„Ein einzelner könnte den umfangreichen Betrieb nicht aufrecht erhalten.“

„Aber diese Männer, sind sie denn aus freiem Willen hier?“

Der Gefragte hatte ein rätselhaftes Zucken um die Lippen. „Aus freiem Willen? Es läßt sich so ausdrücken. Die Leute da unten und noch einige andere, die ständig im Berg leben, das sind Geheilterte des Lebens. Wir fragen sie nicht, wissen kaum ihre Namen. Sie sind freiwillig gekommen und zufrieden, hier eine Zuflucht gefunden zu haben. Einer hat seine Strafe im Gefängnis verbüßt. Er fand sich nicht ins Leben zurück. Ein anderer ist seiner Frau davongelaufen. Vielleicht ist auch einer dabei, der Ursache hat, sich verborgen zu halten.“

„Also Verbrecher?“ fragte Mary Geldern.

„Sagen Sie nicht so! Menschen, die Jahre hindurch ein Dasein in dumpfer Tiefe auf sich nehmen, sind keine Verbrechernaturen. Es sind Unglückliche, denen das Schicksal einen Querschnitt machte. Die Leute werden gut bezahlt. Sie können sich Geld sparen, denn hier unten haben sie alles umsonst. Obschon es jedem frei steht, fortzugehen, ist noch keiner gegangen.“

„Wenn nun einer verunglückt oder krank wird, was geschieht dann mit ihm?“

„Auch da ist Vorsorge getroffen. Sie sahen den kleinen Mann, der Ihr Flugzeug abwehren wollte. Er ist Mediziner, er ist Monteur und Baumann. Er versteht alles, ist so eine Art Universalgenie, das man im Leben nicht zu neh-

men weiß. Auch er hatte Pech und lebt hier ein Leben auf und unter der Erde.“

Der Fahrstuhl stand längst still, als die Fahrgäste ihn endlich verließen. Er war über die Zwischenstation am Lauffsteg hinausgegangen in einen höher gelegenen Bereich der Unterirdischkeit. Hier strömte angenehme Wärme, und es duftete nach guter Küche. Man hätte vergessen können, daß man vierzig Meter unter der Erde weilte, wenn die großen Räume mit Wänden aus weißglasierten Kacheln Fenster besessen hätten. Neben der elektrisch bedienten Küche die Bäckerei und weiterhin zu seitlich eines breiten Korridors Vorratsräume und Kellergelasse.

„Wie merkwürdig“, meinte Mary. „An keinem der Eingänge ist eine Tür angebracht.“

„Hier braucht man keine verschließbaren Türen. Nur der Weinkeller liegt unter Verschluss.“

„Hier am Ende des Korridors ist eine Tür. Sie sieht nicht danach aus, als ob dahinter der Weinkeller läge.“

„Nein!“ antwortete Schröter. „Sie deutet an, daß wir hier umkehren müssen.“

„Wohin führt die Tür?“ fragte die Amerikanerin mit stockender Stimme.

Die Antwort kam zögernd. „Zu den Wohnräumen.“

Auf dem Korridor nahen zwei Männer mit weißen Schürzen. Sie trugen ein Faß und verschwanden damit in einen der Räume.

„Bitte, kehren wir zurück!“ forderte Schröter auf. „Was ist Ihnen, Miß Geldern? Fühlen Sie sich nicht wohl?“

„Sehr warm ist es hier“, stieß sie durch die zuckenden Lippen, langsam folgte sie zum Fahrstuhl.

Dieser glitt abwärts bis zum Lauffsteg. Auf dem Weg, den sie gekommen, schritten sie zurück zum Ausgang der Höhle. Der unheimliche Felsblock schob sich wiederum geräuschlos zur Seite.

Da war wieder der Wald. Mary Geldern atmete tief. Sie hatte seltsam verträumte Augen, in denen etwas wie Enttäuschung und Bewunderung zugleich lag. Schweigend gingen sie durch den Wald. Nach einer Weile blieb das Mädchen aus Amerika stehen. Ihre Augen begehrten Antwort, doch sie fragte nicht.

Als der sonnenbeglänzte Flugplatz durch die Kiefernkränze schimmerte, fand sie einige leise Worte.

„Verlangen Sie nicht von mir, daß ich jetzt zu Ihnen spreche.“

Der Mann achtete ihre seelische Unsicherheit. Er neigte stumm den Kopf.

Auf dem Flugplatz stand der kleine Herr in Begleitung der Hunde. Die Tiere sprangen Schröter entgegen, sie zeigten nichts mehr von Feindseligkeit, als sie die fremde Dame neben ihrem Herrn erblickten. Sie gehörten zu jenen aut erzogenen Hunden, denen der Instinkt sagt, die Freunde unseres Herrn sind auch unsere Freunde. Mary sprach zu ihnen, und wenn sie sich auch nicht anfassan ließen, zeigten sie doch auf ihre Art, daß sie nicht mehr mißtrauisch waren.

Weit eher Mißtrauen befandete der kleine Mann, den Schröter mit dem Doltortitel anredete. Eine Vorstellung unterblieb. Das war der Besucherin, nachdem sie Bescheid wußte, verständlich.

„Ich habe mir das Flugzeug angesehen“, sagte der Doktor. „Allerneuester Typ. Ich hätte gern einen Blick in den Führerraum geworfen, aber ich fürchte —“

„Sie dürfen alles sehen“, forderte die Fliegerin auf. Vielleicht konnte es von Vorteil sein, auch diesen Mann zu gewinnen. „Die Maschine machte ihren ersten Fernflug. Ich habe sie soeben erst in Berlin gekauft.“

Sie kletterte voran. Der kleine Doktor mühte sich ab, hinaufzukommen, und ließ sich alles zeigen und erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Sperrmauern an der tschechischen Grenze.

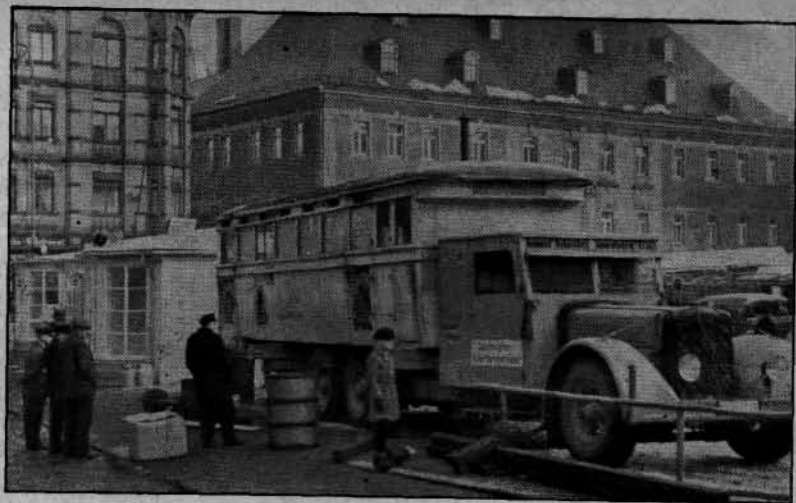


Auf Grund des Staatsvertheidigungsgesetzes läßt die tschechoslowakische Regierung, wie wir im T. A. W. melden, längs der Grenze gegen Deutschland bei Zollstraßen Sperrmauern errichten. In Weipert wurden links und rechts der Grenzbrücke Betonblöcke gestellt, so daß künftig Kraftwagen und Geschirre ganz langsam fahren müssen. Der Gehsteig auf der linken Seite der Straße, der vor dem Gasthaus „Stadt Karlsbad“ vorbeiführt, wurde mit Eilenraverseilen verriegelt. (T. A. W.-Bilderdienst.)

durchsichtig, so daß er trotz seiner beachtlichen Größe leicht wirkt. Andererseits gibt die Verglasung dem Inneren viel Licht und eine gute Uebersicht.

Am 6. August 1936 wurde mit den Bauarbeiten begonnen. Sie waren Annaberger Handwerkern übertragen. Mit Rücksicht auf die auszuführenden feineren Handwerkerarbeiten drängte das städtische Bauamt, in dessen Händen die Bauführung lag, bei den Handwerkern, die mit Siedlungsbauarbeiten stark beschäftigt waren, nicht auf terminmäßige Lieferung, zumal die Kostenfrage von vornherein geklärt war.

Die $4\frac{1}{2} \times 6$ m große Wartehalle, das Mittelstück des Baues, ist gasgeheizt und macht einen ungemein freundlichen Eindruck. Die Decke schmücken der Doppeladler, als das Wappen des alten Kaiser-Reiches römischer Nation, und das Wappen von Kursachsen und nehmen Bezug auf die Zeit der Stadtgründung, auf die auch der Spruch: Bist ein



Der alte Auskunftswagen der KVG verläßt seinen Standort.
Im Hintergrund das neue Verkehrshäuschen. (T. A. W.-Bilderdienst.)

reicher Annaberger, hat den Saß voll Schreckenberger, das Bild des Stadtgründers, Herzog Georg der Bärtige, und das Stadtwappen hinweisen. Das Hafentkreuz spricht für das Dritte Reich, unter dessen zielbewußter Führung an allen Stellen auch dieser Bau entstanden ist.

Zu Seiten der Wartehalle befinden sich die Räume des städtischen Verkehrsamtes, das in etwa 14 Tagen hier seinen Einzug halten wird, und der KVG-Geschäftsraum mit Kartenverkauf und Auskunftsstelle.

Sehr zweckentsprechend ist der Aufbewahrungsraum für die Gasflaschen und Verkehrsschilder an der dem T. A. W. zugekehrten Schmalseite des Baues angebracht. Auf der anderen Seite befinden sich eingebaut eine Fernsprechkabine, Briefmarkenautomaten und der Fernsprecher für die Krafttaxen. Dort befindet sich auch in einem holzgeschnitzten Rahmen ein Wanderkartenbild von Annaberg und Umgebung, das der Erzgebirgswegverein Annaberg angebracht hat.

Der Bau des Verkehrshäuschens war eine zwingende Notwendigkeit. Nach jahrelangen Beratungen und Meinungsstreit ist man im Reiche Adolf Hitlers zur Tat geschritten. Wir beglückwünschen die Stadt und die KVG zu der Lösung dieses Problemes aufrichtig.



Das neue Verkehrshäuschen.

(T. A. W.-Bilderdienst.)

Wie das Annaberger Verkehrshäuschen entstand.



Im I. E. S. vom 18. August 1929 wurde dieses Bild von uns veröffentlicht mit der Unterschrift: Eine fahrbare Auskunftsstelle der KVG auf dem Annaberger Marktplatz wurde vor kurzem aufgestellt. Sie bietet außerdem bei schlechtem Wetter Unterkunft für wartende Passagiere.

Die Planungen des am 15. Dezember geweihten Baues reichen rund ein Jahrzehnt zurück. Mit dem Ausbau des Kraftautobus-Verkehrsnetzes machte sich sehr bald das Bedürfnis nach einer Wartehalle für die Fahrgäste der Omnibusse geltend. Eingesandts im L. A. W. sprachen die Wünsche der Bevölkerung aus und wir haben das Projekt von allem Anfang an lebhaft unterstützt. Die Stimmung der Einwohnerschaft war jedoch geteilt und es fehlte nicht an lebhaften Protesten.

Umstritten war damals auch der Platz auf dem Marktplatz. Teils war man dafür, den Bau an die Seite gegenüber der Gärtnerei.

sehen noch frisch in Erinnerung steht. Durch die Verkehrsreglung auf dem Markt: Einbahnstraße vom Museum aus kam ein anderer Platz als die Stelle gegenüber dem Geschäftshaus von Zeidler längst nicht mehr in Frage.

Hiervon ging man auch aus, als Erster Bürgermeister Dieze unmittelbar nach seinem Amtsantritt das Projekt eines Verkehrshäuschens mit stärkster Initiative in Angriff nahm. Nach Gründung des Verkehrsvereins galt es auch dessen Aufgabe mit zu berücksichtigen. In aller Stille wurde Hand in Hand mit der KVG-Verwaltung zusammengearbeitet, durch deren finanzielle Unterstützung der Bau möglich wurde.

Stadtbaudirektor Kühn schuf den Entwurf des Verkehrshäuschens unter voller Berücksichtigung des Gesamtbildes für den unter Denkmalschutz stehenden Marktplatz. Die Verglasung des Baues macht ihn förmlich



Die Auskunftsstelle und Fahrcheinausgabe der Staatlichen Kraftwagenlinien bis Ende Juli 1936. (I. A. W.-Bilderdienst.)

Im Jahre 1906 erfolgte eine Erweiterung des Friedhofes und der Bau einer neuen Totenhalle. Die Kirche und das Pfarrhaus erhielten 1911 elektrische Beleuchtung. Der Altarplatz wurde 1913 mit einem neuen Mosaikplattenbelag versehen.

Raum 18 Jahre alt waren die Kirchenglocken, als der Weltkrieg kam. Im Jahre 1917 wurde von der Kirchengemeinde als schweres Opfer die Abnahme von zwei Glocken, die große und die kleine, gefordert. Nur die mittlere, die sogen. Runau-Glocke, verblieb der Gemeinde. 29 Jahre hat sie zu Freud' und Leid erklungen. Am Himmelfahrtstage 1925 wurde auch diese Glocke abgenommen und nach Pfaffroda bei Werda verschickt, um im Turme der dortigen Kirche zu Ruß und Frommen der Kirchengemeinde zu dienen. Am Himmelfahrtstage 1925 wurden nun

Drei neue Glocken

in den Turm zu Cunersdorf aufgezogen und von Superintendent Hanisch-Annaberg geweiht. Sie sind von der Firma Bruno Biehl u. Co., Dresden, gegossen. Dieses neue Geläute ist in Des-dur und wurde durch freiwillige Gaben der Gemeinde gestiftet. — Auch die im Weltkriege eingeschlomzten Prospekt Pfeifen der Orgel konnten im Jahre 1925 ersetzt werden.

Als Pfarrer an der Kirche zu Cunersdorf amtierten bis jetzt:

1. Gustav Hermann Högner aus Blasewitz von 1897—1927. Er war vom Oktober 1895 bis Juni 1896 Pfarr-

vikar an der Hospitalkirche Annaberg und den beiden Kirchen zu Kleinrückerswalde und Geyersdorf.

2. Arwed Gerlach von 1928—1935. Er wurde am 12. Dezember 1891 in Waldenburg geboren, besuchte die Bürgerschule daselbst und das Gymnasium Zwickau, studierte in Leipzig und Heidelberg, nahm als Freiwilliger im Weltkriege teil. Nach seiner Ordination 1919 wurde er zweiter Pfarrer in Leipzig-Wahren.

3. Theodor Schneider seit 19. April 1936. Er wurde am 8. April 1907 in Auerhammer geboren, besuchte die Volksschule in Aue, dann das Staatsgymnasium in Schneeberg, studierte Theologie in Tübingen und Leipzig, war Pfarrvikar in Bockau bis zum 15. April 1936.

Bis jetzt wirkten als Kirchschullehrer bzw. Kantoren:

1. Karl Rockstroh von 1896—1911. Er wurde in Jöhstadt geboren, war von 1875—1883 Lehrer in Cranzahl und von 1883 dirigierender Lehrer in Cunersdorf.

2. Max Voigt von 1911—1918. Am 4. Februar 1882 wurde er in Grimma geboren, besuchte das Lehrerseminar daselbst, war von 1905—1911 händiger Lehrer in Cranzahl. Am 12. März 1918 ist er im Weltkriege gefallen.

3. Paul Beyreuther seit 1919. Er wurde am 4. Februar 1887 in Lauterbach bei Marienberger geboren und besuchte das Lehrerseminar in Annaberg.

Die Gemeinde Cunersdorf zählte 1836, also von 100 Jahren, 302 Einwohner, 1896 (vor 40 Jahren) 946 und 1933 an der letzten Volkszählung 1613 Einwohner.

Weihnachtsgelesenk! / Von Max Wenzel.

Berschenken is saliger wie anahme! Dos is e alts, wahrsh Wort. Un 's ganze Gahr markt mer dos net esu wie de Weihnachtsfeiertog. Wenn das Wort werklich wahr is, do müht ize e Votter de Saligkät der ganzen Walt mit Pöffeln eigenomme hobn, dä niemand verschenkt esu viel wie e Votter. Dä wenn mer ne Schoden besieht, muß er doch alleszam bezohn. Mer muß oder aa zugahn, daß er 's ganze Gahr niemals esu garn ne Galdbeitel rausnimmt wie ize. Un er tut net emol nergeln un schimpfen derbei.

Oder alles, was raht is, er friegt aa ewos, ja, er friegt en Haufen Zeig, wu er manichsmol gar net dragedacht hoot. Sacht eich emol en Votter sein Weihnachtskack a! Do liegen e Paar Unerhufen, zwä Paar Strümp, e neier Schlips, e halb Dugend Mäffer un Gobeln (dos heist: die sei nutwenig für der ganzen Familie, der Votter friegt se när hiegelegt) un e Ristel Zigarren. Die guck'r raht oft mit Mißtraue a, de mersichtentäls sei se net de rahte Sorte. Doderzu komme oder noch salbergemachte Sachen vu Graa un Rinner. Doderüber frä ich mich allemol an meisten, mehr als über alles gefaaste Zeig.

Mei Schwaster schickt mer alle Gahr en gehakelten Tobaksbeitel. Un ich nahm doch när mei alte Schweinsbloß! Ich hao schie zwämal in Tornerein zun Christbaumverlusen en setten Beitel mit hiegetaa. Do ho ich e Mordsfräb, wenn e setter gunger Boß dan Tobaksbeitel gewinnt, dar gar läne Pfeif raachn fa! Na, do ma er när seine Ruckgungeslöten darweile neitue.

Gespannt bie ich, wos desmol warn meine Gunge zamgebastelt hobn. Wenn ich eso dradent: Wos hobn mir Gunge net alles mit dr Laubsag gemacht! Wenn de Pfeng fürsch Holz alle warn, do wurn Zigarrenbrattile genomme! 's erschte, wos mer versuchen tat, warn Garnwickeln für der Mutter. Der Votter kriegt oder aa en, wenn er aa net wußt, wos er drmiet machen sollt. Wie mer e finkeln mehr konnten, do kriegt dr Votter en Tobakskasten un de Mutter en Schmuckkasten. Mit dan Tobakskasten war net drhaufen lus, do leimten egal de Bä o. Un aa dr Schmuckkasten kam net raht zor Galting; zewingst saht mei Mutter: „Nu schaffst mer när aa ewing Schmuck har, daß ich ewos neizetue hol!“ Un zelegt tat se ohmds virn Zebettgiehe de Haarnobeln nei un dan Perzel, dan se sich jeden früh ofn Kopp hintennaa steckn tat. Es tat oder gar net lang dauern, do hatt se ne Deckel vu dan Kastel runnergeruppt, weil er egal in Wag war. Ewos Nützliches war aa e Uhrstander, dan ich men Votter emol gemacht ho. Dar konnt aufracht gestellt warn, dä hinten war e Leifst dra mit en Scharnier. Borne sohch mer e klä's runds Polsterle un e Hakel drüber zon Uhrnaahänge. Nu mächt ich bluß wissen, wu die Mannsen, die sette Wirlogn gemalt hobn, 's

Moos hargenomme hatten! Die Uhr haumlet egal ewn anerich, als wu dos rute Polsterle war. 's schlachtste war odr, daß das Ugelecksding egal ümporzeln tat. Die Leifst hinten dra nihet nihet. Wie mei Votter sei Uhr dan Standerle wagn zwämal ben Uhrmacher gehatt hatt, da hoot er das Ding hiner in Handwerkskasten gelegt, emende dacht er, es fähr nu salber e Mal nei. Ich gelaab, dortn liegt das Ding heit noch.

's Schännste odr war mein Bruder mit sen Bugelbauer. Ein Mordsding! Un die Arbet, die das Ding gemacht hatt! Es sah esu zierlich un zerbrachlich aus, daß mer sich's gar net azegreifen getrauet. „Du“, saht ich, „für uner Rutkathel is das nihet!“ Do fuhr er mich odr a: „Was bildst dä du dir ei?! Das wär mer e Bauer für uner Rutkathel! Wie larnt dä dar aussahe! Nä, dar muß rendlich bleibn!“ Ich saht nu: „Na, en Goldfisch fast de doch aa net neisperrn! Was soll dä nu engtlich neikomme?“ Do tat er Farb' bekenne, er wollt en Schenillie-Bugel neisegen. De Schenillie war dozemol gerad Mode in dr Posamentensach. Wie dr liebe Gott ne Schodn besohch, kriegt er nergends e setts Bögele, weil alles när Schenillie-Affen machet. Un do hoot er weß Gott en setten Aff' neigeseht. Dar Bugelbauer machet odr net dan Effekt, dan sich mei Bruder derwart hatt. Er lag, sulang ich mich besinne ka, ofn Odrbuden, un von Gahr ze Gahr brooch e Verzierung noch dr anern wag. Esu is in dr Walt mit manicher Sach. (Ich müht esu e finkeln an den Völkerbund denken!) Se fängt gruß a, e Verzierung noch dr annern bricht wag, wenn mer neiguck't sei när Schenillie-Affen drinne, un zelegt kimmt er in de Rumpelkammer.

Ich machen de Gunge anere Sachen, weil se in dr Schul sette Hantierung lerne. Un das is doch schie, daß se ize in Heim un in dr Schul an alten Spielzeig un esu rümklahn un moln, weil se 's wolln an Rinner verschenken, die nihet gefaast kriegn könne!

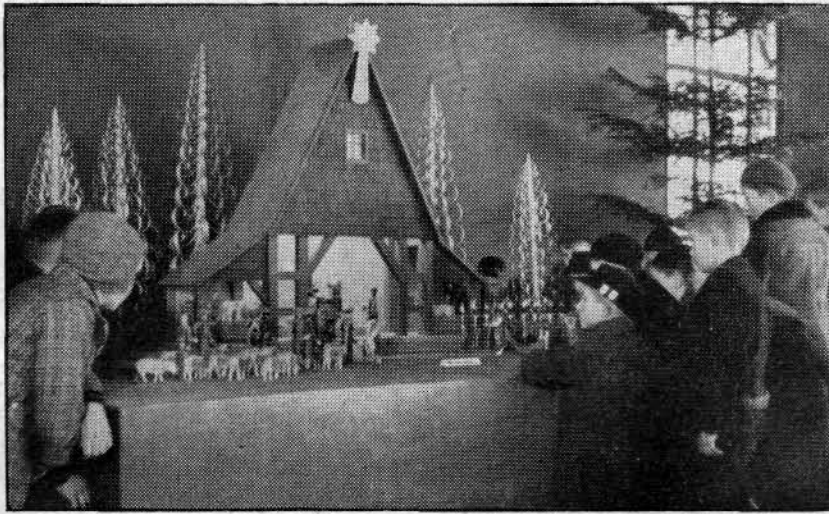
Mei Kaaaner macht aa ewos, ich soll's odr net wissen. Ich gelaab, er is uner de Mäb geroten un tut mer ewos of Papp stücken. E Unerseker werd's schie warn, ob ich'n nu krieg odr mei Graa, dos müssen mer nu abn owarten.

Mit dater Ueberrascherei, dos is nu e sette Sach. In viring Gahr hatt mei Graa de Gunge hämlich onahme lossen. Ich wußt werklich nihet drvu. Se hatt's dan Gunge aa orndlich eingescharft, daß'n se nihet sogn sollten.

Es mocht nu acht Tog virn heiling Ohmd sei, do soßen mer emol in der Stub un die bäden Gunge esu eng ümschlunge ofn Kanepee. Ich saht zu de Gunge: „E schienes Bild gabt ihr ol!“ Do mänet dr Gruke: „Aber, mer mühten uns geleich esu ophotographiern lossen!“ Do plaket dr Kläne raus: Nu hoot'isch verrotten, das dumme Schoof! Net wahr, Mutter, ich ho nihet geseht!“

Scheibenberger Jungen in der Spielzeug-Schau Seiffen und Olbernhau.

Seit einigen Monaten arbeiten diese Kinder mit Holz. Die meisten haben zum ersten Mal Bekanntschaft mit diesem Material gemacht. Sie träumen von dem, was sie darstellen wollen. Aber das Holz ist noch nicht willig. Sie schneiden und ritzen und bohren, aber ihr Traum-Bild bleibt noch unerreich, weil sie engverzwigte Wege gehen. Die Vorstellungen, die sie von daheim mitbringen, sind meistens überladene, verschnörkelte Erinnerungen an überlebte Muster. Da



(Aufnahme: B.-H. Heillerbergk.)

hilft nur eins, um sie auf geradem Weg zum Ziel zu führen — ein Besuch im Spielzeugland. Ich habe ihnen viel davon erzählt; sie können ihre Freude kaum meistern, als sich an einem sonnenklaren Vormittag das Auto, das uns in das vielgelobte Land führen soll, auf dem glitzernden Schnee in Bewegung setzt. Die erste Rast machen wir in Buchholz, um in der Berufsschule das neue Barbara-Uttmann-Bild zu besuchen, das der Maler Konczak gerade fertiggestellt hatte, als die Klöppelausstellung eröffnet wurde. Wir fahren durch das freundliche Schopatal, umkreisen die alte Wehrkirche von Großrückerswalde und verlassen das Auto in Zöblitz, um die Serpentinsteibrücke zu besuchen, zu denen uns ein freundlicher Gendarm führt. Der Spaziergang in der frischen Bergluft hat uns gestärkt und nun nimmt unser Auto den letzten Anlauf am Grenzbach entlang über Olbernhau nach Seiffen. Ich kann der Kinder Erwartung kaum noch zähmen. Schon vor der großen Pyramide staunen sie über die Einfachheit der dargestellten Szenen. Ihre Augen suchen weiter und finden in Hülle und Fülle ausdrucksvolle und doch so schlichte Motive. Krippen, zu deren Bau kaum sechs Brettchen nötig gewesen sind, eine Maria mit ihrem Kind, ein Licht darüber und viele, viele duftige Spannbäume im Hintergrund. So wenig Aufwand und so eine fesselnde Wirkung. Mit fast sachmännischen Blicken suchen dann die Jungen in der Anzahl schöner Weihnachts- und Adventslaternen, Leuchter, Fensterbilder und bemalter Holzgegenstände nach schlichten Ornamenten, die ihnen zugänglich sind. Ganz anders als vor einem Jahr, da sie wie verzaubert vor den kleinen technischen Wundern der Weihnachtsberge in der Hohlvilla in Buchholz standen, gehen sie heute bewußt suchend umher und bleiben stehen, wo Schlichtheit und Ausdruckskraft sich am besten paaren, und fühlen — das ist unser Weg! Ich wüßte keine Schau, die schöner als die Seiffener Schau die einheitliche, geschmackvolle Linie zur Schlichtheit und Ausdruckskraft wie. Es ist von unschätzbarem Wert, Kinder schon in den ersten Anfängen ihres Kunstschaffens zu reinen Vorbildern zu führen, denn nichts prägt sich tiefer ein, als Bilder im Kindesalter geschaut. Je armseliger die wohlliche Umgebung, je veralteter und ärmer die Schule der Kinder ist, umso nötiger ist es, diese Kinder an die reinen Quellen zu führen. Unablässig muß ihr Kunst-erzieher bemüht sein, minderwertige Bilder in der Erinnerung der Kinder zu verdrängen, und Großzügigkeit, Freiheit und Ehrlichkeit des Ausdrucks an ihre Stelle zu setzen. Nur so ziehen wir allmählich eine Jugend groß, die von sich selbst aus den Kitsch verpönt und gesunde, aufrichtige Volkskunst

sucht und schafft. Nach der Seiffener Schau vermochte Olbernhau nicht mehr viel zu bieten, was den Kindern neu gewesen wäre. Man bewunderte manchen Engel wegen seiner schönen Formen, Farben, Stellungen, war aber doch schon mit Vorstellungen gesättigt, und nun verlangte der Körper sein Recht. Wir versammelten uns im Vorraum des Kaffee Gleisberg in Olbernhau; jedes Kind zündete sein von daheim mitgebrachtes Lichtlein an, und alle dreißig stimmten „O du fröhliche, o du selige“ an und traten recht artig singend in den Raum mit den gedeckten Kaffeetischen ein. Zwei großmächtige Napfkuchen, die ein guter Geist hergezaubert hatte, lachten mit ihrem weihnachtlich schimmernden Zuckerüberzug den Kindern in die Augen. Der Chor aber, auf den ich so stolz war, wurde immer schwächer. Schon mitten im ersten Vers war ihnen das Lied auf den Lippen erstorben, aber aller Augen hingen weit aufgerissen an den Kuchen. Es war schaurig-drollig anzuschauen und nur die Parole: „Kuchen essen!“ entzauberte sie und gab den Mündern ihre Beweglichkeit wieder.

Berta-Hildegard Heisterbergk.

50jährige Lebenskameradschaft.



Gustav Hempel und Frau Lina geb. Fischer,
Buchholz, Karlsbader Straße 72,

konnien am Tage ihrer goldenen Hochzeit zugleich auf das 50jährige Bestehen ihres Geschäftes zurückblicken, das sie in gemeinfamer Arbeit aufgebaut haben. Wir grüßen das würdige Paar, das wir zu unserem alten Abonnentenstamm zählen dürfen, mit einem herzlichen „Glück auf“ und wünschen ihm noch viele Jahre gemeinfamen Lebensweg. Möge ihr Lebensabend ein recht gefegneter sein. (Aufnahme: Weißgärber, Buchholz.)

Streiflichter in die Vergangenheit unserer Heimat.

In Oberwiesenthal wütete im November 1836 die Brechruhr. Der Rat der Stadt Annaberg veröffentlichte im Annaberger Wochenblatt vom 18. November 1836 eine ausführliche Schilderung der Krankheitserscheinungen und gab bekannt, daß hilfsbedürftigen Einwohnern Annabergs die anzuwendenden Teesarten und Senfpulver auf Anweisung des Stadt-Physikus Dr. Otto in der Apotheke unentgeltlich verabreicht werden.